

ZWEITER TEIL

1799

*Es war ein ganz spezieller Menschenschlag, der in den ländlichen -
Gebieten östlich der Sane und der Stadt Freyburg lebte.
Zumeist bescheidene und einfache Bauern und Arbeiter, die es gewohnt
waren, zu dienen, gehorchen und arbeiten ohne Fragen
nach dem Warum zu stellen. Im Gegenteil – sie anerkannten diese Tat-
sache als gottgewollte Weltordnung. Sie waren es zufrieden,
wenn die Welt ihren gewohnten Gang tat und alles so lief wie immer.*

Franz Kuenlin, Notizen für «Der Kanton Freiburg, historisch,
geographisch, statistisch geschildert»

Taffers, Bezirk Schmitten, Helvetische Republik

Die Stimmung war bereits aufgeheizt, als Johann in Taffers eintraf, das war überdeutlich zu spüren. Als Ort für die einberufene Volksversammlung des Bezirks Schmitten war der gepflasterte Platz zwischen Kirche, Pfarrhaus, Pfarreiwirtschaft und Schloss gewählt worden.

Wohl nicht ohne Grund, dachte Johann. Adel und Religion als vorherrschende Gesellschaftsschichten gegenüber den eindringenden revolutionären Gedanken der Franzosen.

Auf der Seite der Kirche war ein kleines Podest aufgebaut worden, auf dem die Redner standen, damit das Volk sie besser sehen konnte. Gerade sprach der Pfarrer, den man an seiner schwarzen Soutane, dem weissen Kollar und dem breitrandigen dunklen Hut auch von weitem gut erkennen konnte.

«... ist in Gefahr», sagte der Geistliche mit rotem Kopf und erhobener Faust, «die Klöster sind aufgehoben worden, und die Geistlichen werden nicht mehr bezahlt. Wenn es so weitergeht, endet es hier bei uns wie in Frankreich.»

Die Menge stimmte ihm lauthals zu, und überall begann man zu reden.

Ein untersetzter, kräftiger Mann mit einem wilden rötlichen Haarschopf betrat das Podest und hob die Arme. Sofort verstummte die Bevölkerung.

«Etwas mehr als ein Jahr ist es nun her, seit unsere lieben Freunde und Befreier, die Franzosen, in unsere geliebte Heimat einrückten und aus unserer Eidgenossenschaft die Helvetische Republik machten, eine Tochterrepublik der Französischen Republik», verkündete der Mann.

Die Bevölkerung begann zu buhen, und der Mann auf dem Podest lächelte, nickte und hob dann wieder die Hände.

«Was schreit ihr euch die Seele aus dem Hals? Sie haben uns doch die Freiheit gebracht! Befreit von unseren tyrannischen Herrschern in der Stadt, sie haben uns zu freien Bürgern gemacht.»

Johann schmunzelte. Der Mann verstand sein Handwerk. Das süffisante Lächeln, mit dem er seine Rede schwang, machte klar, dass er genau das Gegenteil von dem meinte, was er sagte.

«Meinrad Bächler», sagte jemand neben ihm und deutete auf den Mann auf dem Podest. Johann wandte den Kopf und erblickte einen hochgewachsenen, kräftigen Mann in seinem Alter. Er war blond, hatte einen Vollbart und

eine leicht schiefe Nase. «Er wusste seit je, wie er die Leute mit seinen Reden beeinflussen kann.»

«Und Ihr seid?», fragte Johann.

«Nösberger, Philipp, aus Heitenried.» Nösberger reichte ihm die Hand.

«Gobet, Johann, aus Gerewil», sagte er.

«Gobet? Der Gobet, der in Paris gekämpft hat?» Nösberger sah ihn mit grossen Augen an. «Mein Onkel hat von Euch erzählt. Er lebte in Alterschwyl. Ist leider letztes Jahr gestorben.»

Johann war die Aufmerksamkeit unangenehm. Er nickte zögerlich und wandte sich wieder Bächler zu.

«Doch kaum war der Feind in unser Land eingedrungen», fuhr der gerade fort, «so wurde die Larve weggeworfen und dem bis anhin verstellten Raub- und Unterjochungsplan der ungezähmte Lauf gelassen. Unsere Kassen und Kapitalien wurden ausgeraubt, unsere Magazine ausgezehrt und verkauft, unsere Waffen und Zeughäuser weggeführt, unsere Wohnungen und Dörfer geplündert, das ganze Land mit immer mehr Truppeneinmärschen und Durchmärschen überschwemmt.»

Zustimmungsrufe wurden laut.

«Dann sind das Überbleibsel aus dem Krieg?» Nösberger deutete auf die drei Fingerstummel von Johanns linker Hand.

Johann sah ihn ärgerlich an und schloss instinktiv seine rechte Hand um die linke, um die Stummel zu verdecken.

«Tut mir leid, ich wollte nicht ...», begann Nösberger, doch Johann hörte ihm schon nicht mehr zu. Er richtete seine Aufmerksamkeit wieder auf Bächler.

«Und nun – nachdem sie uns alles Materielle genommen haben, was es zu nehmen gab –, nun wollen sie das Einzige und Wertvollste, was uns verblieben ist: uns selber. Wir Jungen sollen als Soldaten für ihre Armee im Krieg gegen das Heilige Römische Reich herhalten, sollen auf ihren Schlachtfeldern sterben. Und wofür? Um ihren Machthunger zu befriedigen und ihre Gebiete zu erweitern. Aber ich sage euch: Ich mache da nicht mit!»

Wieder Zustimmungsrufe.

«Liebe Gemeinde», ergriff nun ein anderer Mann das Wort. Er sah vornehm aus, trug enge, lange Hosen und eine kurze Weste, dazu einen schwarzen Zylinder.

«Das ist einer der Künenlin-Brüder», wisperte Nösberger, «ein Städter, früher Ratsmitglied der Zweihundert. Einer von *denen*, aber er hilft uns.»

«Der Herr Bächler hat Recht. Eure Jungen», Küenlin liess seine Hand über die Menge fahren, «unsere Jungen sollen nicht auf fremden Schlachtfeldern für fremde Fürsten bluten müssen. Würden sie freiwillig gehen wollen, wäre dies eine Sache, doch eine Zwangsaushebung, wie sie die Franzosen verlangen, ist eine ganz andere.»

Die Anwesenden nickten, zustimmendes Gemurmel wurde laut.

«Ich habe in den letzten Wochen und Monaten so viele Leute getraut wie nie zuvor», ergriff der Pfarrer wieder das Wort, «ihr kennt das Gesetz, das Ende letzten Jahres erlassen wurde: Als Erstes sollen unverheiratete Bürger vom 20. bis zum 45. Lebensjahr rekrutiert werden, hernach – sofern diese nicht ausreichen – die Verheirateten zwischen 20 und 25, sodann jene zwischen 25 und 30 Jahren. Vom Dienst ausgenommen sind verheiratete Männer über 30 mit Kindern. 18 000 Mann wollen die Franzosen haben – und alle Schweizer Gemeinden müssen liefern. Seid ihr bereit, diesem Ruf Folge zu leisten?»

Ein lautes «Nein» war die Antwort, der Pfarrer nickte zufrieden. «Ich auch nicht», erklärte er, «die Franzosen sollen ihr Schlachtvieh aus ihren eigenen Reihen rekrutieren!»

Rundherum wurde gegrölt, die Menge schwenkte wütend die Fäuste.

«Aber wir müssen auch an die Folgen einer allfälligen Weigerung denken», rief ein Mann. «Was werden die Franzosen tun, wenn wir uns weigern? Bereits jetzt haben sie einige Geiseln aus der städtischen Oberschicht genommen. Wenn wir uns weigern, wird es uns gleich ergehen.»

«Ich lasse mich lieber gefangen nehmen oder sterbe im Kampf gegen die Franzosen, als mit ihnen zu ziehen und in ihrem Krieg zu sterben», rief Nösberger neben Johann.

«Genau», pflichteten ihm die Umstehenden bei.

«Überdies», rief Nösberger und zeigte auf Johann, «haben wir hier einen altgedienten Helden, der in Paris gekämpft hat. Johann Gobet aus Gerewil. Ich bin sicher, dass seine Meinung alle Anwesenden interessieren wird.»

Johann sah Nösberger verärgert an, doch der zuckte nur mit den Schultern.

«Ich ...», begann Johann unsicher, «ich habe meine Knochen einmal für ein anderes Land hingehalten. Ich habe erst einen König und später einen leeren Palast vor seinem eigenen Volk zu beschützen versucht.» Während er redete, wurde er sicherer, und auf einmal sprudelten die Worte nur so aus seinem Mund. Worte, die längst herausgewollt hatten, die gehört werden mussten. «Ich habe es mit Stolz und Treue getan, und ich wäre bereit gewesen,

dafür zu sterben. Doch das war in einer anderen Zeit. Und ich habe es freiwillig getan. Niemand sollte von euch – von uns – verlangen dürfen, unsere besten, die jungen Männer für einen fremden Krieg hergeben zu müssen. Und egal, wer was beschliesst: Ich werde mein Blut nicht noch einmal für jemand anderes vergossen als für mein Vaterland.»

Einen kurzen Moment war es still, dann begannen die umstehenden Leute zu jubeln und ihm auf die Schulter zu klopfen.

«Wenn sie uns wollen, sollen sie uns holen», rief ein kleiner, pausbäckiger Mann mit hochrotem Gesicht und einem buschigen Schnauz derselben Farbe so laut, dass er den Lärm übertönte. «Ich werde ihnen dann schon zeigen, wo der Meister hockt.»

Gelächter. Alle kannten ihn, den Schmutz aus Ueberstorf. Den Mäusefänger, einen geselligen, aber auch jähzornigen Zeitgenossen, der häufig über die Stränge schlug und dann meist peinliche Dinge tat. Er trug stets einen hohen Kastorhut, damit er grösser wirkte, als er war. Auf seiner Schulter sass ein weisses Frettchen mit roten Augen, das er zur Mäusejagd benutzte. Es blickte interessiert und schnüffelte nach allen Seiten in die Luft.

Bächler hob die Arme, und es wurde wieder still.

«Ich danke euch für eure Worte, Brüder. Ich habe gehört, dass die Berner Oberländer sich ebenfalls weigern werden. Sie planen sogar, den Feind zu bekämpfen. Mit ihnen müssen wir uns verbrüdern, nicht mit den verhassten Franzosen. Lasst uns also nun abstimmen. Wer der Meinung ist, wir sollen unsere Jungen den Franzosen mitgeben, der hebe seinen Arm.»

Johann sah sich um. Kein einziger Arm wurde in die Höhe gestreckt.

Bächler nickte. «Dann wäre das entschieden.»

13

Die Menge löste sich rasch auf. Einige genehmigten sich noch einen Trunk bei einem der beiden Verpflegungsstände, die extra aufgebaut worden waren, die meisten machten sich aber auf den Heimweg. Johann überlegte einen kurzen Moment, ob er sich auch noch einen Becher Wasser oder Wein genehmigen sollte, entschied sich dann aber dagegen. Die Sonne stand bereits hoch am Himmel. Eine gute Stunde Fussmarsch trennte